

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Russland, Anfang des 20. Jahrhunderts. In einer kleinen Provinzstadt östlich von Moskau wird der Revolutionär Viktor Krasnow ermordet. Wie eine gewaltige Welle erfasst die Zeit in diesem Moment Viktors Tochter Lena. Sie heiratet den deutschen Textilingenieur Robert Silber und flieht mit diesem 1936 nach Berlin, als die politische Lage in der Sowjetunion gefährlich wird. In Schlesien überleben sie den Zweiten Weltkrieg, aber dann verschwindet Robert in den Wirren der Nachkriegszeit, und Elena muss ihre vier Töchter alleine durchbringen. Sie sollen den Weg weitergehen, den Elena begonnen hat zu gehen – hinaus aus einem zu engen Leben, weg vom Unglück. Doch stimmt diese Geschichte, wie Elena sie ihrer Familie immer wieder erzählt hat? Mehr als zwanzig Jahre nach Elenas Tod, macht sich ihr Enkel, der Filmemacher Konstantin Stein, auf den Weg nach Russland. Er will die Geschichte des Jahrhunderts und seiner Familie verstehen, um sich selbst zu verstehen.

Alexander Osang, geboren 1962 in Berlin, arbeitete für den »Spiegel« acht Jahre lang in New York und zuletzt in Tel Aviv. Für seine Reportagen erhielt er mehrfach den Egon-Erwin-Kisch-Preis und den Theodor-Wolff-Preis, für das Drehbuch der Verfilmung seines Romans »die nachrichten« bekam er den Grimme-Preis. »Die Leben der Elena Silber« ist von Osangs Familiengeschichte inspiriert.

Weitere Informationen finden Sie unter www.fischerverlage.de

ALEXANDER OSANG

Die
Leben
der
Elena Silber

ROMAN

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Januar 2021

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70414-9

INHALT

1	Gorbatow, Russland, <i>Februar 1905</i>	11
2	Berlin, <i>Juni 2017</i>	15
3	Gorbatow, Russland, <i>1918</i>	33
4	Berlin, <i>Juli 2017</i>	77
5	Rescheticha, Russland, <i>1923</i>	97
6	Berlin, <i>Juli 2017</i>	115
7	Moskau, <i>März 1934</i>	133
8	Berlin, <i>Sommer 2017</i>	149
9	Leningrad, <i>Sommer 1936</i>	181
10	Berlin, <i>Sommer 1984</i>	199
11	Berlin, <i>Sommer 2017</i>	221
12	Sorau, Schlesien, <i>Weihnachten 1941</i>	231
13	Zary, Polen, <i>Juli 2017</i>	255
14	Sorau, Schlesien, <i>1944</i>	285
15	Berlin, <i>16. Juli 2017</i>	297
16	Sorau, Schlesien, <i>Februar 1945</i>	315
17	Berlin, <i>1987</i>	337
18	Pirna, <i>August 1947</i>	359

19	Berlin, <i>August 2017</i>	381
20	Berlin, <i>1948</i>	405
21	Berlin, <i>2017</i>	431
22	Berlin, <i>1953</i>	463
23	Deutschland, <i>August 2017</i>	489
24	Moskau, <i>1965</i>	517
25	Russland, <i>September 2017</i>	543
26	Berlin, <i>August 1982</i>	577
27	Berlin, <i>September 2017</i>	599
28	Berlin, <i>August 1990</i>	615

1

GORBATOW, RUSSLAND

FEBRUAR 1905

Sina Krasnowa schob die letzten Scheite in den Ofen, als sie draußen in der Stadt ihrem Mann einen Holzpfeiler in die Brust schlugen. Pawel hockte auf der Ofenbank, Jelena stand an der Tür und wartete, dass ihr Vater endlich zurückkam. Sina Krasnowa trat gegen den leeren Korb.

»Mama?«, fragte Pawel.

»Wir haben kein Holz mehr«, sagte sie. »Und keinen Mann im Haus.«

»Ich gehe schon«, sagte der Junge und kletterte vom Ofen.

»Es ist seine Aufgabe«, sagte die Mutter und hob den leeren Korb wie eine Trophäe.

»Papa hat wichtigere Aufgaben«, sagte Pawel und streckte seinen Arm nach dem Korb. Die Mutter hielt den Korb fest, als friere sie lieber, um später überzeugender keifen zu können.

»Gib mir den Korb«, sagte Pawel.

»Es gibt nichts Wichtigeres als die Familie«, sagte Sina Krasnowa, ließ aber den Korb los.

Pawel nahm den Korb und ging zur Tür, vor der seine kleine Schwester stand, um den Vater als Erste begrüßen zu können. Er tippte sie an die Schulter. Aber sie wich nicht.

»Lenotschka«, sagte Pawel.

Sie sah ihn an. Ernst. Er lächelte.

»Ich muss Holz holen«, sagte er.

»Ich helfe«, sagte Jelena.

»Es ist kalt«, sagte Pawel.

»Ich hole meinen Schal«, sagte Jelena.

»Die Mütze, Lena«, rief Sina Krasnowa.

Die beiden Kinder traten auf den kleinen Hof. Die eisige Luft schnitt ihnen ins Gesicht. Die Kälte stieg vom Fluss auf. Pawel war neun, Jelena zweieinhalb. Sie gingen zum Stall, wo das Gestell stand, an dem der Vater seine Seile flocht. Er nannte es: die Maschine. Pawel hielt seine Schwester an der Hand. Seine Hände waren groß und warm. Jelena mochte Paschas Hände, fast so sehr, wie sie die Hände ihres Vaters mochte. Es war kalt, aber sie fühlte sich besser jetzt, hier draußen mit ihrem großen Bruder.

Pawel öffnete die Stalltür. Es war nur ein kleiner Stall, früher hielten ihre Großeltern hier Ziegen und ein Schwein. Diese Zeiten waren vorbei, sagte ihr Vater. Die Mutter dagegen beklagte oft, dass er das Schwein und die Ziegen verkauft hatte, um Platz für die Maschine zu haben. Seile kann man nicht essen, sagte Sina Krasnowa. Es war der Stall ihrer Eltern gewesen. Sie war mit den Tieren groß geworden. Sie glaubte nicht an die neuen Zeiten. Pawel schon, er redete oft mit dem Vater über die Zukunft. Über die führende Rolle, die die Arbeiterschaft dort spielen würde. Die Arbeiter waren wichtiger als die Bauern. Es ging um Maschinen, nicht um Ziegen. In der Zukunft.

Lena mochte die Maschine ebenfalls, wenn auch aus anderen Gründen. Sie saß oft hier, hielt das Seil, half dem Vater. Sie half gern.

In der Ecke gegenüber der Maschine lag das Holz. Pawel füllte

den Korb. Er gab auch Lena ein paar Scheite, die sie auf den Haufen legen konnte. Dann nahm er das Beil und spaltete noch ein dickes Stück. Es war nicht nötig, aber er mochte es. Lena legte die kleinen Stücke zu den anderen. Sie hörte den Schuss nicht, mit dem sie den Arzt töteten, der sich vor ihren schwerverletzten Vater stellte. Sie hörte die Schreie des Mobs nicht und sah auch die Fackeln nicht. Gorbатов war keine große Stadt, genau genommen war es die kleinste Stadt Russlands, aber ihr Haus stand ganz am Rand, auf dem Hang, der sich zum Fluss neigte, zur Oka. Die Straße, auf die sie ihren Vater schleiften, wo sie ihn pfälhten und in seinem Blut liegen ließen, befand sich in der Mitte der Stadt.

Es war der Vorsprung, den sie hatten.

Als die beiden Kinder zurück auf den Hof traten, spürten sie, dass etwas Schreckliches passiert war. Ihre Mutter stand dort mit Pjotr Iwanow, einem Freund des Vaters. Pjotr Iwanows Brust hob und senkte sich schnell, Atemwolken stoben aus seinem Mund wie aus dem Maul eines erschöpften Pferdes. Sina Krasnowa sah zu ihren Kindern, und in ihrem Gesicht mischte sich Schrecken mit Entschlossenheit. Sie weinte nicht, sie hatte, so erklärte sich Lena das später, keine Zeit für Tränen. Die Mörder würden bald kommen. Sie wollten niemanden zurücklassen, der später den Tod des Vaters rächte.

»Schnell«, rief ihre Mutter. Dann bekreuzigte sie sich. Dreimal.



Es war der Moment, in dem eine neue Zeit anbrach. Sie rollte an wie eine dunkle, wütende Welle und riss sie alle mit. Sina Krasnowa, Pawel, am heftigsten aber traf sie Jelena, Lena, Lenotschka.

Sie war zweieinhalb Jahre alt. Die Welle trug sie durch ein ganzes Jahrhundert, Jelena ritt ganz oben, dort, wo der Schaum war.

Wenn Jelena später gefragt wurde, was die erste Erinnerung ihres Lebens war, sagte sie: Die Kreuze, die meine Mutter schlug, als mein Vater starb.

Das war eine Lüge, natürlich.

2

BERLIN, DEUTSCHLAND

JUNI 2017

Seine Mutter hatte in der Stunde, die Konstantin Stein von Wien nach Berlin geflogen war, viermal angerufen. Viermal. Sie hatte keine Nachricht hinterlassen, das machte sie nie. Drei weitere Male rief sie an, als er am Gepäckband auf seinen Rollkoffer wartete. Das Handy summt an seinem Bein, als habe er eine Hummel in der Hosentasche. Er rief sie zurück, als er im Taxi saß.

»Was ist denn?«, fragte er.

»Wo bist du?«, fragte sie.

Zwei Fragen. Die klassische Eröffnung.

»Ich war in Odessa«, sagte er.

»Odessa«, rief seine Mutter. Sie sang es fast. Odääässa.

Sie sprach kein Russisch, und sie war, soweit er wusste, auch nie in Odessa gewesen. Sie spielte eine Osteuropäerin, weil sie glaubte, es verleihe ihr mehr Seele. Er hätte dieses Fass öffnen können, hatte aber keine Lust und keine Kraft dazu. Er hatte vier Stunden Aufenthalt in Wien gehabt. Er hatte das Finale der French Open auf seinem Handy gesehen. Nadal ließ Wawrinka keine Chance. Wawrinka hatte all seine Kraft im Halbfinale gegen Murray gelassen. Das Halbfinale hatte er noch in Odessa gesehen, wo er sich für vierneunundneunzig ein Monatsabo des

Eurosport-Players gekauft hatte. Aus Recherchegründen, wie er sich einredete. Diese hoch abspringenden Topspin-Bälle von Nadal auf die Rückhand zermürbten Wawrinka. Konstantin fühlte, wie er müder und müder wurde. Wie er selbst. Eine Folter eher als ein Tennisspiel.

»Ja«, sagte er.

»Wusstest du, dass Eisenstein dort seinen Panzerkreuzer gedreht hat?«

»Mmmh«, machte Konstantin. Es ärgerte ihn, wie seine Mutter »seinen Panzerkreuzer« sagte, als sei sie bei den Dreharbeiten dabei gewesen. Er war sich nicht mal sicher, dass sie den Film gesehen hatte. Außerdem fragte er sich, ob der Taxifahrer Umwege fuhr.

»Die Studios in Odessa waren weltberühmt. Noch vor Hollywood«, sagte seine Mutter.

»Fahren wir über Torstraße oder Bernauer?«, fragte Konstantin den Fahrer.

»Beides, Scheff«, sagte der Fahrer.

»Hörst du mir überhaupt zu?«, fragte seine Mutter.

»Ich habe mit dem Fahrer geredet«, sagte Konstantin.

»Du musst lernen, dass auch andere wissen, was sie tun«, sagte seine Mutter. »Stand schon in deiner Zeugnisbeurteilung. Vierte Klasse.«

»Fünfte.«

»Genau das meine ich«, sagte seine Mutter.

Konstantin fiel immer wieder auf sie herein. Dass er sich überhaupt an die Beurteilung erinnern konnte, war bedenklich.

Er sah aus dem Fenster. Männer in Unterhemden und Jogginghosen lehnten an Autos, verschleierte Frauen, Kinder auf Dreirädern, die aussahen wie kleine Formel-eins-Autos. Er wollte

nicht Scheff genannt werden. Ein Wunsch, den man schwer aussprechen konnte. Nicht in diesem Taxi, nicht in dieser Gegend, schon gar nicht, wenn seine Mutter zuhörte, die größte proletarische Internationalistin von Berlin-Pankow, wo es vor proletarischen Internationalisten nur so wimmelte. Er sehnte sich nach Odessa zurück. Heute Vormittag hatte er noch im Schwarzen Meer gebadet. Es war klar gewesen und kalt. Die Leute am Strand erinnerten ihn an seine Kindheit.

»Weshalb hast du mich angerufen?«, fragte er.

»Bitte?«

»Ich hatte sieben Anrufe auf meinem Handy.«

»Sieben?«

»Ja.«

»Da siehst du mal, wie wichtig mir das ist.«

»Was?«, fragte Konstantin.

»Dein Vater.«

Draußen erschienen die Bayer-Werke. Hinter der Fabrik gab es am Wasser, am Rande einer dieser Townhaus-Siedlungen, die in Berlin wie Pilze aus dem Boden schossen, eine kleine Tennisanlage, auf der er Bogdan beobachtet hatte, als der einen Direktor der Chemiefabrik trainierte. Eins dieser sechzigjährigen Testosteron-Monster, die Bogdan mit derselben Gelassenheit ertrug wie die verzogenen Kinder am Jahn-Sportpark. Das Taxameter stand bei siebzehn Euro.

»Bist du noch da?«, fragte seine Mutter.

»Ja«, sagte er.

»Wir haben einen Heimplatz gefunden«, sagte sie.

»Ihr geht ins Heim?«, fragte er.

»Dein Vater«, sagte sie. »Wir haben einen Platz in dem Heim gefunden, das wir uns immer gewünscht haben.«

»Ihr?«

»Ja.«

»Aber nur er geht?«

»Es ist ganz in der Nähe. Am Bürgerpark.«

»Babas Heim?«

»Ja, aber es ist nicht wiederzuerkennen. Und er hat ein Einzelzimmer. Mit Blick auf den Park. Ich habe das mit Herrn Breitmann so durchgesprochen«, sagte sie. Sie jubelte, was nie ein gutes Zeichen war.

»Wer ist denn Herr Breitmann?«, fragte er.

»Der Heimleiter. Ein wunderbarer Mann. Papa und er werden sich gut verstehen.«

»War nicht immer der Plan, dass ihr gemeinsam geht?«

»Man kann ein Leben nicht planen. Die Krankheit hat ja kein System. Sie ist nicht gerecht. Man muss handeln, bevor sie uns beide zerstört. Unser Verhältnis. Unsere Beziehung.«

»Wer sagt denn das? Die Apotheken-Rundschau?«

»Diese Plätze in guten Heimen sind Gold wert. Und wenn du uns einen Gefallen tun willst, dann unterstütze uns auf diesem Weg«, sagte seine Mutter.

»Euer Weg?«, sagte er. »Es ist dein Weg. Es ist immer nur dein Weg.«

Der Taxifahrer musterte ihn im Rückspiegel. Wahrscheinlich war er zu laut geworden. Sie fuhren die Chausseestraße entlang. Je wütender er wurde, desto gelassener wurde seine Mutter. So war es immer. Sie redete ihn in seine Wut hinein wie in eine Schuld.

»Das Gute ist, ich kann deinen Vater jeden Tag besuchen. Es ist ja praktisch um die Ecke. Und du hast es auch nicht so weit«, sagte sie.

Er atmete ein. Und aus. Und ein. Und aus.

»Was sagt denn Papa?«

»Ich geb ihn dir mal«, sagte seine Mutter.

»Was gibt's?«, fragte sein Vater.

»Willst du wirklich in das Heim?«, fragte Konstantin.

»Gute Heime sind Gold wert«, sagte sein Vater. Vielleicht war das ironisch gemeint, vielleicht auch nicht. Im Hintergrund redete seine Mutter weiter. Er verstand nur Breitmann und Parkblick.

»Ja, aber willst du?«, fragte er.

»Darum geht's doch nicht«, sagte sein Vater.

»Nur darum geht's.«

»Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit«, sagte sein Vater.

Es war ein Spruch. Er hangelte sich an Sprüchen durch den Nebel. Friedrich-Engels-Zitate waren eher die Ausnahme. Meistens waren es Dinge, die er in der Werbung aufschnappte. Geiz ist geil. Wer wird denn gleich in die Luft gehen. Ich soll Sie schön grüßen. Wenn einem so viel Gutes wird beschert. Er sagte: Wild ist der Wind mit Anna Magnani. Er sagte: Wir haben immer noch Paris. Er sagte: Ich liebte ein Mädchen auf dem Mars. Er sagte: Jeder Mann an jedem Ort, einmal in der Woche Sport.

Konstantin hatte mit seinem Vater seit langem kein ernsthaftes Gespräch geführt. Sie machten Witze. Sie bewarfen sich mit Zitaten. Es war ihre Art, mit dem Vergessen umzugehen, das seine Mutter »die Krankheit« nannte.

Vor etwa zehn Jahren hatte sein Vater angefangen, Dinge zu sehen, die niemand anderes sah. Manchmal erschienen blonde Mädchen im Wald, manchmal fand unter seinem Fenster ein

Fußballspiel statt, das nur er wahrnehmen konnte. Vor etwa fünf Jahren begann er, sich zu verfahren. Der Verkehr schien ihn zu überfordern. Es passierten zu viele Dinge gleichzeitig. Seine Frau war eine nervöse Beifahrerin. Er gab seinen Führerschein ab und verkaufte das Auto. In großen Familienrunden schaltete er ab, sein Kinn sackte, sein Mund stand offen, sein Blick wurde trübe. Seine Frau begann, für ihn zu sprechen, Fragen zu beantworten, die ihm gestellt wurden. Sie trat ihn unauffällig unterm Tisch. Sie sagte Einladungen ab. Sie begann, sich für Alzheimerfilme zu interessieren. Es gab da erstaunlich viel. Ein richtiges Genre. Sie sah Christiane Hörbiger, Klaus Maria Brandauer und Didi Hallervorden beim Vertrotteln zu, während ihr Mann aus dem Fenster schaute und die Vögel beobachtete. Sein Vater war ein bekannter Tierfilmer gewesen, sein letzter Film lag fünfzehn Jahre zurück. Er hatte den Weg eines Fuchses nach Berlin beschrieben. »Reineke zieht in die Stadt«. Ein Achtungserfolg. Ein bisschen unkonzentriert, hatten die Kritiker geschrieben, wahrscheinlich hatte »die Krankheit« bereits an ihm genagt.

Seitdem arbeitete er an einem Projekt über die Veränderung der Vogelwelt in Berlin. Was genau das bedeutete, ließ er im Unklaren. Er hatte sich die Haltung bewahrt. Mama sieht ihren Demenzkitsch, sagte er am Telefon, wenn seine Frau nebenan im Wohnzimmer Julianne Moore als alzheimerkranke Professorin bestaunte. Sie schleppte ihn zu Ärzten, die ihn Fragebögen ausfüllen ließen und sein Gehirn scannten. Pausenlos musste er Uhren aufmalen. Es war kein Problem für ihn, eine Uhr aufzumalen. Es gab aber irgendwelche Veränderungen auf seinen Gehirnbildern, weiße Stellen, erklärte seine Frau zu Weihnachten vor der gesamten Familie so stolz, als sei es ihr Verdienst, als hätte sie die weißen Löcher im Kopfkosmos ihres Mannes entdeckt wie

eine Astronomin. Ihre Schwester, seine Tante Vera, die Ärztin war, wenn auch Gastroenterologin, nickte ernst.

Sein Vater saß immer mit am Tisch. Nachsichtig lächelnd. Er ertrug es, das ständige Gerede. Er rannte nicht nackt in die Kaufhalle, aber manchmal kehrte er von seinen Vogelbeobachtungen lange nicht zurück. Seine Mutter rief dann Konstantin an, drängte am Telefon, wollte eine Vermisstenmeldung bei der Polizei aufgeben. Rief immer wieder bei ihm an. Meistens kam sein Vater während eines dieser Telefonanrufe zur Tür herein. Lächelnd, so stellte sich Konstantin das vor. Was gibt's? Warum so aufgeregt? Seine Mutter legte dann einfach den Hörer auf. Mitten im Gespräch. So beendete sie auch Gespräche mit Kollegen, mit Verehrern, wenn sie das Interesse an ihnen verlor. Sie legte auf. Sie zog sich den Mantel an. Sie schloss die Tür. Sie ging großlos.

Es gab gute und es gab schlechtere Tage im Leben seines Vaters. Manchmal erzählte er zwei Geschichten in einer. Manchmal wanderte ein Ereignis zwanzig Jahre nach vorn oder zurück. Er hatte Probleme, sich in der Zeit zu orientieren und in der Stadt. Die Leute, die seine Filme verhindert hatten, waren wichtiger als früher, präsenter, gleichzeitig schien er sie nicht mehr so ernst zu nehmen. In den frühen achtziger Jahren hatte er einen Film über Luchse in einem polnischen Naturschutzgebiet gedreht, der verboten wurde, weil er als Solidaritätsbekundung zum Danziger Arbeiteraufstand missverstanden worden war. Er hatte vier Jahre mit polnischen Luchsen gelebt, und manchmal schien es, als habe er sie nie verlassen. Er hatte ihnen Namen gegeben, Pan, Slawa, Wojtek, Tomek. Es waren die Namen, die er am häufigsten nannte, zusammen mit denen des Filmministers und dessen Stellvertreters. Er weinte schnell, und man wusste nicht genau, warum. Aber er vergaß keinen Namen.

»Es gibt nichts Schlimmeres, als das Wort Tisch umschreiben zu müssen«, sagte sein Vater gern. »Weißt du, wer das gesagt hat?«

Die Antwort war: Buñuel. Konstantin hatte sie zimal gegeben.

Das Leben mit seinen Eltern war ein Film-Quiz. Seine Kindheit und Jugend, die Autofahrten in die Ferien waren wie die anspruchsvolle Variante der Sendung »Kennen Sie Kino?«. Buñuel, Truffaut, Visconti, Lang. Ihm fiel ein, dass die Treppe, die der Kinderwagen in Eisensteins »Panzerkreuzer Potemkin« herunterrollt, in Odessa war. Welcher Szene aus »Panzerkreuzer Potemkin« hat Brian de Palma in »Die Unbestechlichen« seine Referenz erwiesen, Kostja? Die berühmte Treppe war er vorgestern zum Meer hinabgestiegen. Zu spät.

»Wann soll das denn passieren?«, fragte Konstantin jetzt seinen Vater am Telefon.

»Maria, der Junge fragt, wann ich umziehe?«

»Donnerstag, Claus«, rief seine Mutter.

»Donnerstag«, sagte sein Vater.

»Das ist übermorgen.«

»Wenn du das sagst«, sagte sein Vater.

»Ich komme sofort vorbei«, sagte Konstantin.

»Musst du aber nicht«, sagte sein Vater.

»In 'ner Viertelstunde bin ich da.«

Er sagte dem Fahrer eine neue Adresse. Am Schlosspark 4.

»Klaro, Scheff«, sagte der Fahrer.

